

(Nachdruck verboten.)

## 47) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Doch Georg Hellwig setzte sich gleich wieder auf seinen Schemel nieder. Er legte die gefesselten Hände neben das Buch aus der Anstaltsbibliothek, das er heute früh bekommen, aber noch nicht berührt hatte.

„Haben Sie vielleicht noch 'n Wunsch?“, fragte der alte Aufseher, der seinen Fehler gern etwas wieder gut machen wollte. Wie aber der Gefangene, wiederum ohne ihn anzublicken, wieder ein einsilbiges „Nein, dankel“ darauf hatte, da ging Pflüger mit leichtem Achselzucken. Er schloß die Zelle, wie immer, sorgfältig zu, und überzeugte sich draußen mit einem Blick auf den Spion, daß der Gefangene auch jetzt ruhig auf seinem Schemel saß.

Der wartete mit dem geschärften Gehör des lange Zeit Einsamen das leise Klappen des kleinen Eisenblechstückchens hinter der winzigen runden Glasscheibe in seiner Zellentür ruhig ab. Dann erhob er sich mit einem Seufzer und begann mit ganz leisen Schritten, förmlich auf den Zehen durch die Zelle zu wandern. Er zählte dabei die Schritte, wie er es in der ersten Zeit seines Hierseins getan hatte, wo ihm die Zeit so gar nicht vergehen wollte. Damals hatte er auch noch gelesen in den langweiligen Büchern aus der Anstaltsbibliothek. . . . Sa, nich 'n einzigen vernünftigen Roman hatten sie da! . . . Jetzt brauchte er das schon lange nicht mehr! . . . Auch das Zählen war nur so zum Spaß. . . er hatte genug zu tun mit seinen Gedanken! . . . Na, nu noch vielleicht zwei Stunden, dann wärs ja soweit. . . Natürlich dem Aufseher durfte er nichts sagen, diesem Idioten! . . . Der verstand das doch nicht. . . Was wußte der von solchem Prozeß! Und dann war ja auch viel böser Wille dabei, bei den Leuten, sie gönnten eben einem Gefangenen nicht, daß er freikommt! Und besonders in solchem Fall, der, das war ja gar nicht zu leugnen, doch immerhin verhältnismäßig schwer lag. . . Wenn er bloß nich immer zu ihm in die Zelle kommen wollte, der alte Esel, der Pflüger! Nichts wie einem die Ohren vollquatschen, kann er! Er meint 's ja vielleicht gar nicht so böse, solche Leute, die ihr Verhängnis solchen ordinären Beruf haben, die kennen's eben nich besser. . . . Aber 'n Fehler wars von ihm selbst, daß er immer wieder darauf anspielte. . . . Nein, kein Wort sagen vorher, kein Wort! . . . Wenn er dann nachher in der Hauptverhandlung mit seinen Beweisen anrückte, wenn er seine große Rede hielt, die er sich bis aufs Tüpfelchen ausgeknobelt hatte, und wenn dann mit einemmal die Geschworenen hereintraten, aus dem Beratungszimmer in den Gerichtssaal, und der Obmann verkündete mit lauter Stimme das „Nicht schuldig!“, dann wars immer noch Zeit, über die Gesichter dieser Affen zu lachen! . . .

Gott ja, der Rechtsanwält, dieser Herr von Solfershausen, der gab sich ja gewiß Mühe! Und er hatte ja auch schließlich alle Ursache dazu! . . . Das Verhältnis mit Ella, von dem ihm der Mensch selbst sone Art von Mitteilung gemacht hatte, das war gerade nich sehr schön! . . . Aber schließlich, die Ella hatte ja nu auch 'n Knack weg und allzu große Ansprüche konnte sie jetzt nich mehr stellen! . . . Aber, wenn er bloß erst draußen war, dann wollte er sich jedenfalls 'n bißchen mehr um die Geschäfte kümmern! . . . Hier wars am besten, man sagte gar nichts, und tat so, als glaubte man all den Schwindel, den sie einem vormachten. Natürlich, son Rechtsanwält, der will doch sein Geld auch verdient haben! Und wenn schließlich auch kein anderer an seiner Freisprechung schuld sein würde, als Georg Hellwig selber — man konnte dem Solfershausen doch immer 'n bißchen Honig ums Maul schmieren; sonst wurde der noch am Ende kribbelig und machte abfällig 'n Schwupper! . . . Die Hauptsache war, so zu tun, als ob! un sie dadurch alle bei guter Laune zu erhalten! . . .

Wenn das nicht gewesen wäre, dann hätte er den Deibel was getan und sich hier so stille verhalten! Dann hätten die Kaschuben mal sehen sollen, was Muskeln haben heißt und Häute. — Aber so wars besser! . . . Er wünschte nur, er hätt' es von Anfang an so gemacht! Besonders damals beim Untersuchungsrichter, dem er 'n ganzen Tisch mit Akten über 'n Ballon gestülpt hätte. Sa, ha, die Tinte floss nich schlecht über die weißen Manschetten und die ollen eßligen

Spinnenhände! . . . Na, der war aber auch unerträglich gewesen! . . . Bis er selber schließlich „ja“ sagte, da wars auf einmal gut, mehr wollten sie ja auch nich! . . . Gewiß, er hätte ja noch leugnen können aber wozu? . . . Und dann der Anzug, die Blutslecken! . . . Daß er dabei gewesen war, das sah man! . . . Und das war ja auch wahr! . . . Er war dabei gewesen, gewiß! . . . So wie einer bei der Sache is und sie macht, ohne daß er eigentlich das geringste damit zu tun hat! Man steht da, der andere nimmt's Messer, drückt's einem in die Hand und nun kommt das Sonderbare! . . . Man will gar nicht! . . . Man denkt überhaupt nicht daran! Aber der andere, der denkt! . . . Der denkt daran! Und da kommt der Gedanke, oder was es sonst is, und der hebt die Hand, wodrin der das Messer hält, der gar nichts machen will! Un dann stößt er mit zul. Mitten rein in den Hals von die Frau, daß das Blut man so ausspritzt! . . . Kann da von'n Mord die Rede sein? Oder überhaupt bloß von'n Verbrechen? — Ja, bei den, der's gedacht hat und gewollt hat, aber doch nich von mir! . . .

Georg Hellwig lachte leise in sich hinein.

— — — Ob sie denn wirklich den Mörder nich fanden? Der Grüne war ja 'n verdammte schlauer Kunde! Aber schließlich, wo an jede Straßenecke 'n Schutzmann steht und überall laufen Geheime 'rum, dann kann's doch am Ende nich so schwer sein, den Mörder zu verhaften! . . . Bloß, die wollten gar nicht! . . . Sie hatten ja einen, dachten siel! Aber den Spaß würde er Ihnen gründlich verjagen! Sahal! Was die für dumme Gesichter machen würden, wenn es nachher hieß: „Der Hellwig is unschuldig!“ . . . Und sie mußten vom neuem anfangen zu suchen! . . .

Der Gefangene hielt inne in seiner die Sohlen so behutsam an den Steinboden der Zelle schmiegenden Wanderung. Ihm war, als näherten sich schon wieder Schritte der Zellentür. . . . Die konnten ihn auch nicht einen Augenblick in Ruhe lassen! . . .

In der Tat wurde die Tür geöffnet. Mit leichtem Zucken der Gesichtsmuskeln sah Georg, daß außer dem alten Pflüger noch ein anderer Aufseher in die Zelle trat.

„Na, Hellwig, jetzt geht's zur Verhandlung,“ sagte der alte Mann.

Draußen schlossen sich ihnen noch zwei Aufseher an, große, offenbar sehr kräftige Leute. Man nahm dem Gefangenen die Fesseln ab — eine Maßregel, die zweifellos nur in der Öffentlichkeit und in der dadurch bedingten Kontrolle des Publikums ihren Grund hatte. Dann wurde Georg Hellwig durch den glasbedeckten Gang, über andere Gänge und Treppen hinaufgeführt in den großen Schwurgerichtssaal des Moabiter Kriminalgerichts.

Mehr neugierig als scheu sah er sich die schwarzen Gestalten am Richtertisch an, während er den Staatsanwalt, den er von einer unangenehmen Seite kannte, keines Blickes würdigte. . . . Dann blickte er hinaus zu dem Kaiserbildnis und den hundertgläsernten Fensterscheiben und begrüßte seinen Anwalt, der eben an die Barriere der Anklagebank herantrat, mit einem Händedruck.

Es schlug neun Uhr.

Im Saal war es sehr hell und warm.

Drüben auf den Zeugenbänken, die vor der Schranke standen, die den Gerichtssaal vom Zuschauerraum trennte, sahen seine Schwester und seine Mutter. Er suchte ihre Augen mit den seinen und nickte ihnen ernst und gemessen zu. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Geschworenenbank und prüfte mit seinen scharfen Augen jeden einzelnen der Geschworenen sozusagen auf Herz und Nieren. . . . Von ihnen hing sein Schicksal ab, auf sie wollte er nachher Eindruck machen mit seiner großen Rede! . . .

So überhörte er beinahe die erste Frage des Schwurgerichtspräsidenten nach seinen Personalien. Aber dann ging das alles schnell und ohne jeden Aufenthalt. Ja, er gab auch die Vorstrafe zu! . . . Was war denn das schon! . . . Nicht der Rede wert! . . .

Auf die Frage, ob er sich schuldig bekenne, in der Nacht vom zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Juli die Witwe Amanda Koppe in ihrer an der Thomaskirche zu Berlin belegenen Wohnung vorsätzlich getötet zu haben, erwiderte Georg Hellwig:

„Ja, das habe ich getan . . . aber ich bin trotzdem un-  
schuldig!“

Der Vorsitzende sah den Weisiger zu seiner Linken an und lächelte. Sie waren Stammisjahbrüder, hatten auch außer-  
amtlich viel über den immerhin interessanten Fall gesprochen  
und sich ihr Urteil natürlich längst gebildet.

„Sie wollen sagen, daß Sie die Lat nicht mit Ueber-  
legung getan haben?“ meinte der Vorsitzende, der kein junger  
Mann mehr war, aber mit seinem Embonpoint und den  
grauen Bartfoteletten, die er gern durch die weißen Hände  
gleiten ließ, einen recht würdigen Eindruck machte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6]

## Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Das war tief im Winter gewesen, als die Abendshatten um  
das kleine Haus schlichen. Unten in der Stube sah der Totengräber  
ganz allein. Alle die Schädel, die Grabkreuze und der Herr Meier  
waren schon in der Finsternis verschwunden. Der Friedl sah nichts  
mehr, als die letzte, verglimmende Glut im Ofen. Er war ver-  
stimmt, denn eben hatte der Andrekl den Alten wieder betrunken  
nach Hause gebracht und in seine Stube hinaufbefördert. Im  
Hause regte sich nichts. Da fing es an, über der Decke, erst mur-  
melnd, dann lauter, immer lauter, ein Gebet nach dem andern.  
Andrekl sagte es auf, der Alte brumnte es nach. Eine halbe  
Stunde ging es so fort. Unruhig erhob sich der Totengräber. Dieses  
gedankenlose Herleiern war ihm entsetzlich, und er wartete erregt  
auf das Ende. Ab und zu warf er einen Blick auf den Herrn  
Meier, einen jener Blicke voll Neugier und Mut, wie er sie ihm  
oft zuwandte. Endlich wurde es ihm aber zu viel. Er polterte  
die Treppe hinauf und stürzte in das Zimmer des Alten, das er  
Jahre hindurch nicht mehr betreten hatte. Auch hier war es  
dunkel, nur über der Bettstatt des Alten brannte ein ewiges Licht,  
und bei dem matten Schimmer konnte der Totengräber alle die  
Heiligenbilder wiedererkennen, die er aus der Gasse entfernt  
hatte. Dicht unter der Jungfrau Maria knieten Großvater und  
Enkel und beteten. Jeder hielt einen Rosenkranz in den Händen.  
Da packte den Totengräber eine namenlose Wut.

„Hör's auf, oder net?“ schrie er sie an.

Die Weiden sahen ihn erschaut an und senkten die gefalteten  
Hände. Ehe sie etwas erwidern konnten, hatte Friedl den Buben  
gepackt und riß in die Höhe.

„Du gehst an Dei' Arbeit, verstehst mi? Du nichtsruhiger  
Tropf, Du! Marisch nunter.“

Damit gab er dem heulenden Buben einen Tritt und wollte  
ihn zur Türe hinaustreiben. Aber plötzlich hielt er ein. Nechzend  
war der Alte herbeigehumpelt, und wie ein dräuendes Ungeheuer  
muchs er jetzt heraus, als er mit gitternden Armen den Jungen an  
sich riß.

„Mein g'hört er,“ kreischte er mit einer Stimme, die so schrill  
klang wie Rabengekrächz.

„Laß den Buben los!“ schrie der Friedl.

„Mein g'hört er,“ wiederholte der Alte.

„Ja, Großvater, Dein g'hör ich,“ jammerte der Junge, sich fester  
an ihn hammernd.

Alle Heiligen an den Wänden fingen vor Friedl zu tanzen an.  
„Laß den Buben los, sag ich noch amal,“ tobte er seiner kaum  
mehr mächtig.

„Nix da,“ bockte der Alte, „und wenn wir net amal mehr leben  
dürfen in unserm Haus, nacher gehn wir fort, gleich jetzt auf der  
Stell!“

Wie ein Blisstrahl durchfuhr es den Totengräber. Seine Augen  
leuchteten in einem wilden Feuer. Das war der rettende Ge-  
danke! Nun hatte ihn doch der Alte selbst ausgesprochen! Ob  
möglich oder nicht, das überlegte der Friedl nicht in diesem Augen-  
blick.

„Jawohl,“ rief, „geh's fort alle zwei miteinander, Du und  
Dein Großvater!“

„Wir gehn, wir gehn, hi, hi, hi,“ wieherte der Alte und torfelte  
mit Andrekl die Treppe hinab. Ein paar Schritte noch auf dem  
Flur, dann schlug die Haustüre zu.

„Draußen, draußen,“ schrie der Totengräber und klatschte in  
die Hände.

Wie besessen sprang er wieder zurück in seine Stube.

„Alle zwei san fort, alle zwei: Meier, Meier, jetzt geht a neu's  
Leben an! Jetzt san wir allein. Und allein muß man bleiben auf  
derer Welt, alles andere ist vom Uebel.“

Von seiner Frau redete er nichts. Ob diese dienende Sklavin  
noch neben ihm vegetierte oder nicht, das schien ihm gleichgültig.  
Ihren losbrechenden Jammer um das fehlende Kind beachtete er  
nicht, und ihren Witten, in Nacht und Schnee hinauszulaufen und  
zu suchen, lachte er Hohn.

„Laß die zwei draußen, wenn's selber fort wollen,“ rief er.  
„Meinetwegen brauchen's nimmer g'kommen.“

Aber Großvater und Enkel taten ihm den Gefallen nicht. Mitten  
in der Nacht brachte man sie halberfrozen wieder, und der Junge

wurde am anderen Tage von einer heftigen Krankheit befallen, die  
ihn nur langsam genesen ließ. Zwischen ihm und seinem Vater  
aber war es aus. Der Knabe konnte das entsetzliche Gesicht von  
jenem Abend nimmer vergessen, und der Totengräber fühlte wohl,  
daß er die letzte Gewalt über sein Kind verloren hatte. Er haßte  
es beinahe schon, wie den Alten, denn den Buben freute ja doch  
nichts mehr auf der Welt als der Tod seines Vaters! Diesen  
Verdacht wurde der Friedl nicht mehr los, und von jetzt ab spann  
er immer nur den Gedanken aus, der ihm an jenem Winterabend  
so jählings durch die Seele gefahren war.

„Alle zwei fort, alle zwei miteinander . . . fort, fort, auf  
Nimmerwiedersehn, das wär's Beste!“

So arbeitete es auch heute in ihm, als er von der Ruhestätte  
des alten Möbinger weg den schmalen Grabespfad heraufrannte  
und mit grenzenloser Wut die Fußspuren des Großvaters und  
des Enkels zusammentrat.

„Nunter mit euch,“ schrie es in ihm, „nunter, ganz 'nunter, so  
weit, daß ihr nimmer 'rauf könnt.“

Dabei trat er auf, daß ihm der Schweiß in Strömen über die  
offene Brust herabfloß.

Seiner Sinne kaum mehr mächtig, kam er vor seinem Hause  
an und warf sich auf die Bank an der Mauer. Dort ließ er Schaufel  
und Hade fallen, wohin sie wollten, und stützte den Kopf mit aller  
Wucht auf beide Arme. So sah er eine Weile und rang mit sich  
selber, stumm und fürchtbar. Die Brust hob und senkte sich, und  
plötzlich verkampften sich die Hände in seinen Haaren. Er zog an  
den struppigen Büscheln als wollte er den Schädel entzweireißen,  
damit er es nicht mehr zu sehen brauchte, das elke Schauspiel  
des Alten mit dem Jungen, das sich täglich vor ihm abspielte.  
Was half denn all sein Warten, die Tage, die Monde, die Jahre  
hindurch? Schließlich kam doch die Stunde, wo ihm Großvater  
und Enkel mit höhnischem Lachen auf den Sarg sprudten.

„Ha! ha! Wenn sie ihn jetzt sehen könnten im Dorfe drunten,  
alle die elenden Bauern und Weiber, ihn, den immer lachenden,  
spöttischen Totengräber, wie er kleinlaut und erbärmlich vor seiner  
Schwelle lauerte, weil er machlos war gegen ein schwächliches Kind  
und einen blödsinnigen Greis! Hatte nicht der Möbinger Nicht  
schon frohlockt, und nun gar erst alle zusammen, alle die Schand-  
männer, grinsend verzerrt wie die Totenschädel an der Kapelle, die  
jetzt von weitem höhnisch herüberlachten. Ach, hätten sie doch alle  
gesehen, wie unglücklich er war! Wie namenlos unglücklich! Viel-  
leicht hätten sie Mitleid empfunden mit ihm. Friedl nickte in  
stummer Verzweiflung mit dem Kopfe, als stimme er sich selbst  
zu. Seine ganze Erregung löste sich allmählich in einen Schmerz  
auf, der ihn willenlos mit fortriß und zur Erde beugte. Haltlos  
fiel er in sich zusammen, die Hände rangen sich langsam aus den  
Haaren los und gruben sich tief in die Stirne. Aber unter dieser  
Hülle arbeitete sein glühendes Gesicht in krampfhaften Zudungen.  
Krachend biß er die Zähne aufeinander. Was wollte ihm da die  
Brust heranziehen? Welches unbekannte Gefühl von Weichheit  
und Nührung? Fort, hinunter damit! Unglücklich war er schon,  
aber heulen — pfui Teufel! Das wollte er doch nicht, der spöttische  
Totengräber. Und er bohrte sich die Nägel tief in das Fleisch.

Die Stunden zogen dahin, immer noch bockte er auf seinem  
Platze ohne aufzusehen. Um ihn herum regte sich nichts. Lautlos  
und ernst rüstete sich die Landschaft zum Abend. Die Sonne ging  
langsam hinter die Berge, und bligte noch einmal auf an den  
schneebedeckten Zäden. Im ersten, blauen Dämmerlicht lagerte  
der Kirchhof mit den goldenen Kreuzen.

Friedl sah es nicht. Erregung und Schmerz waren einem  
stumpfen Gleichmut gewichen, der ihn völlig blöb und gedankenlos  
machte. Manchmal gab er das Antlitz frei, dann suchte er die  
Näseln und zog die Unterlippe heraus, als mündere er sich, daß ihn  
noch niemand fortgeholt habe von dieser Bank, auf die er fest-  
genagelt schien. Diefers schüttelte er den Kopf. Kam denn wirk-  
lich niemand? Die Nacht konnte er doch nicht so sitzen bleiben und  
immer ins Leere starren. Selbst aufstehen? Dazu war er nicht  
fähig. Eine bleierne Schwere hatte sich wie ein ungeheures Gewicht  
in seinen Körper gelegt. Und immer stiller wurde es, immer  
dunkler. Aus den Gräberreihen stiegen feine, durchsichtige Dunst-  
nebel empor und krochen langsam an das feuchte Haus des Toten-  
gräbers. Kalt und schneidend wurde die Luft. Verschwimmend  
klang die Dorfuhr zu Friedl herüber. Er rührte sich nicht, sondern  
wartete.

Da, endlich, wieder ein Laut im Hause! Knarrend ging die  
Tür auf. Ein menschliches Wesen kam heraus, lallend und ächzend.  
Dort in die Gräber ging es hinein, und in wenigen Augenblicken  
verschlangen es die kreisenden Schleier. Der Großvater! Lange  
blidte ihm sein Sohn nach. Da kroch es hin in Nacht und Rebel,  
das stumpfe, alte Tier, und ganz betrunken lehrte es heim aus  
seiner Spelunke. Dafür lebte es noch auf der Welt, und andere  
mußten die Rechnung bezahlen. Es war ganz pffiffig, wie sich's  
der Alte einteilte. Das mußte der Friedl selber zugestehen. Wie?  
Wenn er's nun auch einmal versuchte? Wenn er auch in die  
Kneipe ginge, Tag aus, Tag ein, und ein lustiges Leben führte,  
anstatt nur zu arbeiten wie der dumme Maulesel, damit der Alte  
zu zehen hatte. Warum denn nicht? Ein Rarr, immer hinter  
dem Ofen zu hoden und zu sparen. Branntwein hinunter-  
geschüttet, ein Glas nach dem andern, das ist das Wahre! So  
machte es der Alte, und der Friedl sah gar nicht ein, warum er es  
nicht auch einmal probieren sollte. Ohnehin zog es ihm jetzt

fröstelnd über den Rücken von kaltem Schweiß und Fieber. Darum weiter kein langes Besinnen, fort ins Wirtshaus und gekostet bis zum grauen Morgen! Nur dem Alten durfte er nicht begegnen, sonst war's um seine Fröhlichkeit geschehen.

Als er sich schwerfällig erhob, zitterten seine Knie.

„Das brennt der Schnaps alles davon,“ lachte er und trat in das Haus.

„Geht noch fort?“ fragte die Frau am offenen Herdfeuer, als er seine Tasse ansetzte.

„Du siehst's ja,“ sagte er kurz.

„Ins Wirtshaus!“

„Du gehst ins Wirtshaus?“

Sie schien sich vor Staunen kaum fassen zu können.

„Warum soll ich net a amal ins Wirtshaus gehn?“ brach er los.

„I sag ja nix,“ meinte sie besänftigend. „Wo gehst hin? Zum Godinger?“

„Na, zum Kranslwirt geh ich.“

„Und wann kommst wieder?“

„Des weiß der Teufel.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutsche Sprache.

Von Dr. R. Franz.

### III.

Halle war schon im Mittelalter als Grenzort zwischen deutschem und slawischem Gebiet ein bedeutender Stapelplatz, hier befand sich auch der oberste Gerichtshof auf sächsischem Boden, dessen Sprache der Schöffe Eike von Repgow in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in seinem Sachsenspiegel, dem Rechtsbuch, das noch bis 1900 in den sächsischen Herzogtümern und Anhalt Geltung hatte, zugrunde legte. Hier in Halle, meint E. Gutjahr („Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache“, Leipzig 1906), seien die Keime des Neuhochdeutschen zu suchen, und nicht territoriale, sondern soziale Scheidung habe den Anlaß zur Bildung neuer Sprachformen gegeben. Das ist immerhin ein neuer Beitrag zu der Frage nach der Herkunft unserer Schriftsprache, die bisher nur dahin beantwortet zu werden pflegte, daß Luther in Anlehnung an die sächsische Kanzleisprache das Neuhochdeutsche „geschaffen“ habe. Aber Luther selbst sagte ja schon (Kapitel 69 der Tischreden): „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürsten schreiben nach der sächsischen und uniers Fürsten Kanzlei. Darum ist's (1) auch die gemeinste deutsche Sprache.“ — Diese Sprache hatte sich am Hofe der sächsischen Kurfürsten zu Wittenberg herausgebildet. Aber auch andere Höfe hatten sich eine Urkundenprache geschaffen, und die des kaiserlichen Hofes, in der man seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mundartliche Eigentümlichkeiten mied, wurde naturgemäß besonders einflußreich. Vor allem aber waren auch die Druckereien, im Streben nach möglichst großem Absatzgebiet, bemüht, den Sprachgebrauch einheitlich zu regeln. Die Buchdrucker bestimmten oft selbst die sprachliche Form der Bücher. Da nun die wichtigsten Druckorte jener Zeit im wirtschaftlich am meisten vorge-schrittenen Ober- und Mitteldeutschland lagen (Augsburg, Basel, Straßburg, Nürnberg, Worms, Mainz, Frankfurt, Leipzig, Wittenberg), so gaben die ober- und mitteldeutschen Mundarten von vornherein den Ausschlag. Die Reichstagsabschiede wurden in Mainz gedruckt und die protestantischen Schriften zumeist im Kurfürstentum Sachsen. So wurde Mitteldeutschland mehr und mehr maßgebend.

Die Lutherische Bibelübersetzung diente der neuen Gemein-sprache als Vermittlerin im Norden, wie sie im Süden vielfach zum Hindernis ward. Noch jahrhundertlang wütete in einzelnen Gegenden der Katholizismus gegen die Rebersprache, doch half man dem Bedürfnis nach einer Schriftsprache ab, indem man die Sprache der kaiserlichen Kanzlei bevorzugte. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß dieselben wirtschaftlichen Ursachen, die in gewissen Gegenden zur Einführung des Protestantismus und etwa gleichzeitig des Neuhochdeutschen führten, auch der Wissenschaft und der Dichtkunst auf die Beine halfen, die dann wieder in der entwickelteren Sprache ein nützliches Werkzeug fanden, um sich weiter zu fördern.

Kaum begannen die Versuche der Sprachgesellschaften, die deutsche Sprache, die nun einigermaßen einheitlich gebraucht wurde, soweit es sich um das Schrifttum handelte, von allen fremden Gutaten zu säubern, da brachte der Dreißigjährige Krieg gewaltige Umwälzungen, die natürlich von großem Einfluß auch auf die Klassenverhältnisse waren. Die Kriegerkaste, mehr und mehr vom Junkertum repräsentiert, übernahm die ausschließliche Führung und prägte auch der Sprache wieder den Stempel ihres Weisens und den des fremden, dem sie nachstrebte, auf. Ein bürgerlicher Schriftsteller wie D. Weise gesteht: „Wenn sich die höheren Stände dazu herabließen, ihre Muttersprache zu gebrauchen, sprachen und schrieben sie ein Deutsch, das als widriges Gemenge aus allen möglichen Sprachen bezeichnet werden kann.“ Wallenstein meldete dem Kaiser seinen Altmünzberger Sieg über Gustav Adolf folgendermaßen: „So hat sich der König bei der impressa (italienisch, Unternehmung)

gewaltig die Hörner abgefoßen . . .; er hat auch sein Volk über die Maßen discouragiert (französisch, entmutigt), daß er sie so hazardosamente (spanisch, auf gut Glück) angeführt, daß sie in vorfallenden Ocasionen (lateinisch, Gelegenheiten) ihm desto weniger trauen werden.“ Vor allem der französische Einfluß wiederholte sich und trug dazu bei, die deutsche Sprache mit ihrer sogenannten alamodischen Schreibweise auf den tiefsten Stand zu bringen, den sie erreicht hat. Versteht sich, daß auch der sprachliche Chauvinismus in Deutschland gerade damals einen Höhepunkt erreichte, indem man prahlte von dem „Glanz der Haupt- und Heldenprache des auf diesem großen Fußschemel Gottes waltenden zapetischen Geschlechts der Deutschen“.

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein dauerte bekanntlich die Herrschaft der Französischen Sprache in Deutschland, die in Friedrich II. von Preußen ihren eifrigsten Verechter fand. Dieser Hohenzoller, trotzdem offenbar wert, den Namen Deutsche zu tragen, lieferte ein Seitenstück zu dem erwähnten Worte Karls V., indem er die deutsche Sprache für einen „unangenehmen Jargon, den jedermann nach seiner Laune hand-habe“, erklärte.

Aber der Aufschwung und die Verwidelung der Produktionsverhältnisse, die Fortschritte der Technik und damit der Naturwissenschaften brachten im 18. Jahrhundert die entscheidende Umwälzung der philosophischen und diaterischen Ideologie, die zu ihrer neuen Gestalt ein neues, gereinigtes Gewand brauchte und schuf. Die Aufklärung, die Empfindsamkeit, der Sturm und Drang — all diese Offenbarungen der neuwachsenden Klasse wirkten, jede in ihrer Weise, mit am Reubau der deutschen Sprache. Lessings Klarheit und Schärfe, Klopstocks Gehobenheit und Schwung, des jungen Goethe und anderer Kraft und Leidenschaftlichkeit sind die typischen Merkmale der Ideologie einer aufstrebenden Klasse. Wieder folgte eine Renaissance des Altertums, besonders des griechischen, aber sie folgte zu einer Zeit, wo die deutsche Literatur ihr Gepräge erhalten hatte, so daß Friedrich II. Wort, auf das die deutsche Philologie so gerne hinweist, sich als Musterbeispiel ideologischer Auffassung kennzeichnet, jenes Wort, das dem sich der „Geschmack“ in Deutschland erst durch ein nachdenkliches Studium der klassischen Autoren heben werde, und daß zwei oder drei „Genies“ die Sprache verbessern würden. Der Renaissance des Altertums schloß sich unmittelbar die des deutschen Mittelalters, in der Romantik, an. Damit zugleich ergab sich auch die theoretische Betrachtung des Deutschen, die deutsche Sprachwissenschaft.

Sich über die folgenden Jahrzehnte und über die Gegenwart zu äußern, ist äußerst schwierig, da ein Durchschnitt des Sprachzustandes für die junge Vergangenheit kaum festgestellt werden kann. Osar Weise wirkt schon der Sprache der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts Vernöcherung, Kanzleistil, Fremdwörterei, Unnah usw. vor. Er sagt geradezu: „In dieser Zeit des sprachlichen Niederganges befinden wir uns noch gegenwärtig. . . Mit der Zunahme des Umfangs wird der Inhalt des Christentums minderwertig. So war es im 14. Jahrhundert, so ist es wieder im 20. . .“

Aber so richtig der Satz ist: „Je stärker die Jagd nach Geld und Gut alle edleren Regungen zurückdrängt, je mehr der Hang zur Prunk-sucht und Völlerei zunimmt, desto mehr wuchst die Liebe zu eilem Wortgepränge“, so kurz-sichtig ist die Behauptung: „wohl hat auch der Krieg von 1870—1871 mit dem höheren Fluge des Volksbewußtseins den Wunsch nach einer Besserung im sprachlichen Ausdruck rege gemacht.“ Den Wunsch vielleicht, ja; aber gerade der wirtschaftliche Aufschwung, die kapitalistische Hejagad im neuen Deutschen Reiche begünstigt die Sprachsäuntheit, und gerade die eifrigsten Patrioten sind die größten Schwäger, die in „eilem Wortgepränge“ ihre Vaterlandsliebe ent-laden. Der Ausdruck „nationale Phrase“ ist gerade wegen seiner beiden Fremdwörter außerordentlich treffend auf die Patent-patrioten gemünzt. Wie man zur Zeit des Rittertums „in höheren Kreisen durchaus dem weltlichen Vorbild folgte und nicht vaterländisch genug fühlte, um die Fesseln der fremden Sprache gänzlich ab-zustreifen“ (Weise, „Aesthetik der deutschen Sprache“ 3. Aufl. 1909, bei Teubner), so hat heute der Kapitalismus etwas ganz anderes zu tun, als sich vaterländisch zu betätigen. Und wenn Weise an anderer Stelle sagt: „So sind denn die gebildeten Stände (lies: die herrschenden Klassen!) von jeher die Hauptverfechter der Sprachengerei und Ausländerei gewesen: erst die Mönche, dann die Ritter, darauf die Gelehrten und der Adel“ — so verbollständigen wir die Reihe, indem wir hinzufügen: „und die Kapitalisten“. Hundertmal mehr schädigt die internationale „Gleichmacherei“ der kapitalistischen Produktionsweise die Nationalprachen, als sie ihnen durch Zuwendungen, Aussehen von Preisen und sonstige schlaue Unterstützung zu nützen vermag.

Und wie stehen wir vaterlandslosen Gesellen zu dieser Entwic- lung der Sprache? Dem Proletariat macht Weise ein großes Kom-pliment, wenn er nach dem angeführten sagt: „Das Volk dagegen hat seine Sprache durchweg bedeutend reiner erhalten, wenn auch manches von oben her zu ihm durchgestriet ist“. Im Volkslied hat sich tatsächlich die Sprache schon zur Zeit der Renaissance rein er-halten, und noch heute haben wir in den Gebieten der Literatur, die vom Volke oder wesentlich für das Volk geschaffen werden (Märchen, Sprichwort, Kinderlied, Grablied usw.) die deutsche Sprache in unverfälschtester Gestalt. Ja, wo sich fremde Bestandteile einschlichen, da hat der Volksmund es verstanden, sie dem deutschen Sprach-

gebrauch anzunehmen. So bleiben z. B. von allen mit 1 beginnenden Ausdrücken des deutschen Wortschatzes, wenn man die deutlich erkennbaren Fremdwörter (Katalog, Katarakt usw.) und die jüngeren lautmalenden Bildungen (Marren, Inaklein) ausschneidet, nur 250 übrig, von denen aber wieder fast die Hälfte in alter Zeit entlehnt und dann umgemodelt worden ist. Wer sieht es aber Wörtern wie Kage, Kische, Kall, Kesser, Kette, Kork usw. an, daß sie eigentlich nicht deutsch sind? Und wo die gebildeten Stände das Fremdwort als solches beibehielten, machte das Volk häufig ein deutsch klingendes Wort daraus, so daß wir Leppich, Meister, Münzen, Spittel, Brief, Trumpf, Kerker, Dorich usw. neben Tapete, Magister, Moneten, Hospital, Brebe, Triumph, Karzer, Thyrus haben, und etwa prüfen, ordnen, dichten neben probieren, ordinieren, distillieren.

Und diese Geiselnahme des Volkes weist uns vielleicht den Weg! 70 000 ausländische Gehilfen enthält das Deutsche Fremdwörterbuch, von denen bei weitem die meisten so deutsch geworden sind, daß wir sie gemeinhin weder als fremd erkennen, noch sie durch echte deutsche Ausdrücke zu ersetzen vermögen. Es ist falsch, wenn D. Weise aus dem Umstand, daß das „Volk“ sich „auf den entgegengesetzten Standpunkt wie die Gelehrten“ stellt, „die in übertriebener Beinlichkeit jedes Wort nach der Art der Nation, von der es stammt, aussprechen und behandeln zu müssen glauben“, — wenn er daraus schließt: „So zeigt also das Volk in seiner Sprache weniger weltbürgerliche Reigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, mehr Streben nach Wahrheit und Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte.“ Nicht weniger, sondern anders geartete und gerichtete „weltbürgerliche Reigungen“ zeigt das Volk. Oder vielmehr: von „Reigungen“ kann man überhaupt nicht, kann nur der Ideologe sprechen. Es sind notwendige wirtschaftliche Entwicklungstendenzen, denen die Sprache folgt, und selbst das Landvolk, auf das heute allein die Unterscheidung Weises zutreffen kann, steht zwar noch in seiner heimatlichen Mundart wie in seiner heimatlichen Sittlichkeit, wird aber mit zunehmender Geschwindigkeit aus heidem heraus gerissen, wird dem industriellen Proletariat zugezogen, in die Welt hinaus geschleudert und seiner Mundart beraubt. Da hilft kein Maulpfeifen, es muß so gepfeifen werden, wie es der abschleifende internationale Handel und Wandel mit sich bringt. Dem Austausch der Waren folgt der Austausch von Wörtern. Man denke an die Fälle von Ausdrücken, die jeder einzelne Industriezweig dorthin, wo er eingeführt wird, aus seinem Herkunftslande mitbringt. Nicht indem man alle diese fremden, mit den Dingen verwachsenen Wörter fernhält und auf die Reichtumsliste des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins setzt, hilft man dem Deutschen, sondern indem man sie naturalisiert, akklimatisiert, zu Deutsch: verdeutschet. Und zwar verdeutschet durch Anpassung, nicht durch Uebersetzungsversuche, die eben an der Verwandtschaft, an dem Verwachsenheit mit den Dingen scheitern müssen.

Was wir hier durch die Jahrhunderte am Wortschatz der deutschen Sprache verfolgt haben, gilt auch für die Satzlehre und alle anderen grammatischen Funktionen. Es gilt auch für die Lautlehre, obgleich wir am Eingang feststellten, auf diesem Gebiet noch so viel grundsätzliche Unklarheit herrscht, daß einstweilen keine abschließenden Einzelurteile möglich sind. Aber haben wir nicht schon gesehen, daß den großen Lautumwälzungen, die wir als erste und zweite Lautverschiebung, als Beginn des Mittelhochdeutschen und des Neuhochdeutschen bezeichnen, zeitlich fast genau ökonomische Umwälzungen und Klassenbewegungen entsprechen? Und wissen wir nicht alle, daß jede Klasse auch innerhalb ein und derselben Zeit ihre eigene Sprache spricht, deren Lautbestand, Wortschatz, Satzbildung usw. höchst eigenartige Besonderheiten aufweisen? Freilich ist auch der Aufstieg einer Klasse gleichbedeutend mit der Hebung ihres Kulturzustandes, mit der Verfeinerung ihrer Ideologie.

## Kleines feuilleton.

Ein „Nädelsführer“. Welcher Art die absolutistische Justiz war, die man in Preußen den Arbeitern gegenüber in Anwendung brachte, veranschaulicht trefflich folgender Vorfall: Unter der Regierung des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms I. wurde der Petrikirche in Berlin ein neuer Turm aufgesetzt. Es war in schöner Sommerzeit und die am Bau beschäftigten Maurer beschlossen am ersten Sonntag nach dem Beginn des Baues, den folgenden Montag nicht zu arbeiten sondern wie es hergebrachter Brauch bei den Maurern war, den „blauen Montag“ zu feiern. Einige unter ihnen rieten freilich davon ab, da der Bau des Kirchturms auf des Königs Anordnung schnellstens ausgeführt werden sollte, weshalb der König die übliche montägliche Arbeitseinstellung ausdrücklich verboten hatte. Man kannte und fürchtete des Königs unerbittliche Strenge, die oft mit sehr rascher Willkür verfuhr. Zu den Zaghaften und Besorgsamsten unter den Maurern gehörte auch ein stämmiger Wursche von etwa 25 Jahren, dessen Kopf eine Fülle brandroter Haare umgab. Er suchte seine Kameraden von ihrem Vorhaben abzubringen, wurde aber von allen heftig überstimmt und mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn einen verräterischen Dudmäuser nannte.

Von Verrat und Dudmäusererei ist keine Rede“, entgegnete er auf den Vorwurf. „Nacht Ihr morgen blauen Montag, so halte ich mit, mag daraus entstehen, was will!“

„Das ist doch ein Wort!“ riefen die anderen, und einmütig

wurde die Arbeitsfeier für den folgenden Montag beschlossen und eine Zusammenkunft in der Maurerherberge verabredet. Dort waren die Maurer auch am Morgen des Montags vollzählig versammelt, als der Bauaufseher in die Herbergsstube trat und sie alle nach der Baustelle auf dem Petriplatz beschied. Die Arbeiter folgten der Aufforderung, und fanden auf dem Petriplatz den Baumeister selbst vor. Er drang in sie, diesmal von der Innehaltung des blauen Montags abzustehen, und wie des Königs streitbarer Befehl lautete, die Arbeit ohne solche montägliche Unterbrechung fortzuführen. Die Maurer blieben aber mutig bei ihrer Weigerung und berieten sich auf die Unerschütterlichkeit des alten Handwerksbrauches. Jönig verließ sie darauf der Baumeister, während die Arbeiter noch auf dem Platz zusammenstanden und ihrem Unmut darüber, daß man ihnen ihre altüblichen Freiheiten schmälern wollte, in heftigen Reden Luft machten. Es dauerte aber gar nicht lange, da erschien eine Abteilung Soldaten und verjagte die Leute von dem Platz, nachdem einige aus ihrer Mitte als Aufrührer festgenommen worden waren. Ohne Widerstand ließen sich die Verhafteten, unter denen sich auch der junge, rotthaarige Wursche befand, nach dem Kalandschofe führen. Der „Kalandschof“ nannte sich das Haus in der Klosterstr. 92, das bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Art Polizeigewahrsam war. Hier wurden die Maurer hinter Schloß und Riegel gesetzt, indes der Gouverneur von Berlin, ein Herr von Glasenapp, den Vorfall an den König nach Potsdam berichtete.

An den Rand dieses Berichts schrieb der König kurz und bündig: „Nädel aufhaken! Ehe ich komme!“ und sandte diese Order mit Eilaffette nach Berlin zurück. Nichts zeigt besser als diese Kürze, wie wenig Federlesens er mit dem Leben seiner Staatsbürger zu machen gewohnt war.

Die gehorsame Kalaisenseele des Gouverneurs geriet beim Empfang dieser Botschaft in zähnelappernde Verwirrung, da er nicht wußte, was der König mit „Nädel“ sagen wollte. Da fiel ihm ein, daß ein Offizier namens Nädel sich in seiner Garnison befand, und sofort ließ er diesen zum Tode vorbereiten, obwohl nicht das geringste gegen ihn vorlag. Eile tat aber not, da der König um zehn Uhr des anderen Morgens in Berlin sein mußte. Trotz seiner offensibaren Hirnlosigkeit kam dem Gouverneur die Sache aber doch nicht ganz geheuer vor, und so befragte er noch einige ihm bekannte Hoffdaranzen nach der Deutung des kalonischen Befehls. Diese waren der Meinung, daß der König mit „Nädel“ nur Nädelsführer gemeint haben konnte. Da ging dem Gouverneur endlich ein Licht auf. Er ließ die gefangenen Arbeiter vor sich bringen, sah sie der Reihe nach an, als ob er ihnen von den Sittnen lesen könnte, wer der im Sinne des Königs Hauptschuldige sei. Als er den jungen Wurschen mit den roten Haaren erblickte, schien ihm ein altes Ammenmärchen von der Schleichigkeit rotthaariger einzufallen, und ohne Verfinnen befohl er: „Hängt den Rotkopf! Der ist der Nädelsführer gewesen!“

Dies geschah denn auch pünktlich am anderen Morgen, so daß der König bei seiner Ankunft schon getane Arbeit fand.

Das sind die Zeiten, die sich die Reaktionäre wieder zurückwünschen.

### Physikalisches.

Eine Erklärung der magnetischen Gewitter. Ein magnetisches Gewitter nennt man eine Störung des magnetischen Zustandes der Erde, der sich in sehr heftigen Schwankungen der Magnetnadel kundgibt. Bekannt ist das Auftreten dieser Erscheinung in Verbindung mit starken Nordlichtern. Ihr eigentümlicher Ursprung liegt jedoch wohl in der Sonne, und daher hat Professor Deslandres das letzte große magnetische Gewitter vom 25. September vorigen Jahres als Grundlage für Untersuchungen über diesen Zusammenhang benützt. Die Ergebnisse seiner Arbeit hat er jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt. Er geht darin aus von dem Zustand der Sonne, wie er ihn durch Benützung der feinsten und neuesten Apparate für jene Tage feststellen konnte. In der oberen Wasserstoffatmosphäre der Sonne zeigten sich bei der Aufnahme mit dem Speltrohektographen starke dunkle Fäden, die mit den Flecken in Verbindung standen, während gleichzeitig die Ausdehnung der Flecken stark vermindert war. Am folgenden Tage war das Regewerk von Fäden nahezu verschwunden, und mit diesem Vorgang bringt Deslandres das Auftreten des magnetischen Gewitters in Zusammenhang. In der Hauptsache der Sonnenatmosphäre, die aus Kalziumdämpfe besteht, enthielt die Photographie gleichfalls eine merkwürdige Erscheinung. Einer der dort wahrnehmbaren Flecken war nämlich auf der Ostseite mit abwechselnd hellen und dunklen Fäden umrandert, die sich zu einem scharf umrissenen Reh vereinigten. Diese Erscheinung hat Deslandres mit einem neuen Namen „chromosphärisches Reh“ belegt und sie in dem vorliegenden Fall darauf gedeutet, daß auf der inneren Seite des Fleckens im Gegenatz zur Ostseite ein verhältnismäßig ruhiger Zustand in der Sonnenatmosphäre vorhanden war. Auch über die Art, wie die Vorgänge auf der Sonne die irdischen Verhältnisse beeinflussen, hat Deslandres neue Auffassungen geäußert. Als Träger dieser Wirkung betrachtet er die Kathodenstrahlen, die von den Sonnenflecken ausgehen. Ihr Weg nach der Erde ist aber kein gerader, sondern spiralförmig gebogen, und daraus erklärt sich die Tatsache, daß magnetische Gewitter immer erst 45 Stunden nach dem Meridiandurchgang eines Sonnenfleckens sich ereignen.